

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 31 (1944)
Heft: 17: Geschmacksbildung

Artikel: Erziehung zum Schönen
Autor: Pfiffner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-536439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unserer eigenen Meinung zurückhalten, unser Urteil nicht aussprechen. Die Kinder sollen selbst lernen, wie man Kunstwerke betrachtet. Die eigentlich Gewinnenden sind dabei nicht nur die Kinder, sondern auch wir. Der unverbildete Geschmack der Kinder wird uns auf viel Köstliches aufmerksam machen; manche Feinheit sehen Kinder, die wir nicht beachten. Und dabei lernen wir noch die Kinder auf eine ganz unauffällige Art kennen. Die Kunst aber, in religiöse Kunstwerke einzudringen und sie ver-

stehen zu können, ist eine unschätzbare Quelle reinsten Freuden und eine beste Hilfe für die Gestaltung und die Pflege des religiösen Lebens. Die Erneuerung der christlichen religiösen Kunst wird für das religiöse Leben zum grössten Segen werden. Darum wollen wir auch den Künstlern ihre schwere Aufgabe nicht noch schwerer machen durch unverständige Urteile, die nur aus einer traditionsgebundenen Haltung entstehen. Prüfet alles, und das Gute behaltet!

F. B.

Volksschule

Erziehung zum Schönen

Das Sehnen des Menschen nach dem Schönen ist in seine Natur hineingelegt. Es äussert sich im Kleinkind, das seine Händchen nach allen Dingen ausstreckt, die ihm schön erscheinen; es begleitet den Knaben, das Mädchen durch die Jugend, führt Mann und Frau durchs Leben, und das Hoffen auf die ewig nie verblassende Schönheit des Himmels vermag dem Greise selbst die Todesstunde zu erleichtern.

Was leistet die Kunst, um das Schöne und Grosse zu offenbaren! Wie viel sinnen Handwerk und Gewerbe, um schöne Tücher, schöne Kleider, schöne Teppiche, schönen Hausrat, schönes Geschirr, schönen Schmuck hervorzu bringen! Was setzt die Industrie ein, um ihren Erzeugnissen Schönheit zu verleihen, soweit dies nur möglich ist.

Und was opfert der Mensch an Zeit und Geld, um sich selber schön zu machen! Was tut er alles, um auf irgend eine Weise am Schönen teilzunehmen, das Menschenwerk und Natur zu bieten vermögen! Geradezu unersättlich ist er in seinem Drange nach dem Schönen, bis er entweder, völlig entgleist und entmenschlicht, jede Orientierung nach dem Schönen verliert, oder bis ihm, auf der höchsten Stufe der Askese angelangt, nur noch eine

Schönheit erstrebenswert erscheint, die Schönheit in Gott. — Es ist eigentümlich, dass diese urmenschliche Seife des menschlichen Wesens in der Schule nicht mehr Beachtung findet. Ist etwa dieser Erziehungsmangel schuld daran, dass so viele Menschen im spätern Leben mit Gertrud von Le Fort klagen könnten: „Wir sind verdurstet bei euren Quellen, wir sind verhungert bei eurer Speise, wir sind blind geworden bei euren Lampen. Ihr seid wie eine Strasse, die nie ankommt, ihr seid wie lauter kleine Schritte um euch selber.“

Es hiesse meine Absicht missdeuten, wenn man aus der Tatsache, dass die Erziehung zum Schönen vernachlässigt wurde und wohl weiter zurückkommen wird, einen Vorwurf gegen irgend eine Schule alter oder neuer Zeit ableiten wollte. Seit dem Falle im Paradiese, dem Orte ungetrübter Schönheit, hat der Blick des Menschen die Richtung des Schweisses genommen. Er zielt dorthin, wo Brot zu graben ist, hinein in Dornen und Disteln. — Es muss so sein. Der Fluch, der einst das Menschengeschlecht traf, erfüllt sich immer neu, so lange ein Mensch hier unten lebt; unser Herrgott lässt nicht mit sich markten.

Aber die Belastung, die die Sünde brachte, hat auch ihr Gutes. Sie nötigt den Menschen,

sich mit der materiellen Seite des Seins zu beschäftigen. Damit kommt er auf den Weg seiner grossen Nebenmission, sich forschend und erfindend die Erde dienstbar zu machen. Was dabei im Laufe der Jahrhunderte herauskam, offenbart das gewaltige Buch der Entdeckungen und Erfindungen.

Nebenmission. — Die Hauptaufgabe des Menschen aber ist und bleibt in der Antwort auf die erste Frage des Katechismus in lapidarer Einfachheit und Klarheit umschrieben: „Wir sind auf Erden, damit wir Gott dienen und dadurch in den Himmel kommen.“ Wir haben nach der Fülle alles Schönen zu streben. — Diese Aufgabe wird nicht erfüllt, sobald das Arbeiten, das Entdecken und Forschen zum Selbstzweck wird und jene verführerischen Hoffnungen züchtet, dass die Folgen der Erbschuld sich nach und nach mit Technik meistern lasse und dass die Wissenschaft es wohl noch fertigbringen werde, an den von Gott gesetzten Disteln und Dornen Feigen und Trauben reifen zu lassen. Was bisher dabei herauschaute, das ist das Anwachsen der Weltnot ins Grauenhafte, ein entsetzliches Ueberborden alles Unheils in ständig steigendem Masse, so dass ein Denker zur fast unfassbaren Aeusserung kam, jede neue Entdeckung und Erfindung bedeute ein Unglück für das Menschengeschlecht.

Und nun, — hat die Volksschule dieser Entwicklung gegenüber etwas auf dem Kerbholz?

Nein, nichts, fast nichts. — Sie ist bloss zeitgemäss gewesen. Sie hat ganz einfach zeitaufgeschlossen mitgemacht. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist auch sie unvermerkt immer mehr die Richtung des Schweisses gegangen und die Strasse des Triumphes gewandelt, der nach Schweiss riecht. Sie hat sich lebensnahe immer mehr der Materie und dem verstandesmässigen Wissen verschrieben; sie hat in Pseudolaboratorien und vor sachlichen Entwicklungskurven das Vorhandensein höherer Realitäten beinahe vergessen und sich ihres Fortschrittes gebrüstet. Sie hat mitgeholfen, dass „das Leben auf Erden

gleichsam zu einer Reise im Wagen der Untergrundbahn“ wurde, wie Wladimir Weidle in seinem Buch „Das Schicksal der modernen Kunst“ sagt. Noch mehr, sie hat die Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen vergessen, und vergessen hat sie damit auch den Sinn für das wahrhaft Schöne als Ausstrahlung des Göttlichen. Vergessen die Erkenntnis von der Bedeutung des Schönen für das zeitliche und ewige Leben des Menschen.

Was ist denn das Schöne?

Theodor Höcker hat ein Buch geschrieben über die „Schönheit“, ein Buch von über hundertfünfzig Seiten; und was er schrieb, nennt er einen „Versuch“. Was soll ich da mit ein paar Worten vom Schönen sagen? Vielleicht dies:

Das Schöne ist ein Geheimnis, das von Gottes Güte oder von eines Menschen Kunst oder Adel in einen Gedanken, ein Wort, ein Tun, ein Wesen, ein Ding hineingelegt wurde und das nun darin lebt und daraus wirkt. Es ist etwas wie ein unlösbares Heimweh des Herzens nach dem Paradies des noch nicht gefallen Menschen. Es ist wie ein unstillbares Sehnen „der von Natur aus christlichen Seele“ nach ihrem Ursprung in Gott.

In der Erziehung zum Schönen geht es also um übersinnliche Belange. Es geht nicht bloss um ästhetische Theorien und deren Anwendung zur Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens. Es geht nicht bloss um Linie und Form, Farbe und Komposition. Es geht nicht bloss um die Geschichte des Kulturwandels und die Lehre von den Stilen als formale Aeusserung des Wandels menschlicher Gesinnung.

Und noch viel weniger geht es um Geschmacksbildung, um einen Firnisüberzug auf die Oberfläche hohler Menschlichkeit, um jene Dressur, über die der Appenzeller Maler Tanner einst spöttelte:

„Wissen muss sie, wie man lächelt,
Wissen muss sie, wie man fächelt,
Wissen muss sie, wie man schneuzt,
Wie und wann man sich bekreuzt.“

Nein, es geht nicht um jene Hohlheit, die über alles redet, bei allem mittut, aber seelisch nie etwas erlebt, selbst bei heiliger Handlung nicht. Jene Dickhäutigkeit, die weder vor Höhe noch vor Tiefe erschauert, die vor gar nichts Höherem etwas mehr empfindet als der Ochse, wenn man ihn in die Hörner zwicket.

Nein, es geht um die wahre Menschlichkeit, um die Würde des Menschen, um sein Verhältnis zum Göttlichen.

Darum hat die Kirche schon in frühesten Zeiten alle Künste in ihren Dienst gezogen. Und sie, die grösste Psychologin aller Jahrhunderte, tat es, weil sie sich der ureigenen Kraft des Schönen bewusst war, der Kraft, den Menschen aus den Tiefen des Lebens zu erheben und Gott näherzubringen.

Aus dem Gesagten resultiert ohne weiteres die Forderung, dass die Schule — soweit sie Erziehungsschule ist — sich der Kraft des Schönen zur Bildung des Menschen bedienen soll. Man könnte in Versuchung kommen, anzunehmen, dass die in die menschliche Natur gelegte Freude am Schönen ohne Schule auch zum wirklich Schönen führen müsse. Dass dem nicht unbedingt so sein muss, kommt uns zum Bewusstsein, wenn wir „schön“ und „gut“ in ein und dieselbe Linie stellen. Wäre ohne weiteres gut, was dem Menschen gut erscheint, und das Streben nach dem Guten einfach gegeben, dann hätte sich unser Herrgott seine zehn Gebote ersparen können.

Was den Menschen vor allem daran hindert, das Schöne selbst zu finden, das ist die ihm angeborene Gewohnheit, wenn immer möglich den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. An diesem Wege liegt aber das wahrhaft Gute und Schöne nie; es muss mit Opfern errungen werden, wenn es Besitz werden soll.

Der Mensch ist aber nur sehr wenig geneigt, zu ringen, vor allem nicht um das wirklich Schöne; das beweist sein meist sehr hartes Urteil gegenüber guten und besten Werten, die ihm nicht sofort und leicht verständlich erscheinen und das beweist auch sein zufriedenes Untergehen in der Flut unschöner

Dinge, die heutzutage allüberall feilgeboten werden, die er in alle Stuben und Kammern hineinträgt und darin auf- und ausstellt. Ja, das beweist auch seine nicht seltene Opposition gegen das wahrhaft Schöne selbst im Gotteshaus, während er sich kein bisschen daran stösst, wenn Unschönes und Oberflächliches dort schamlos neben dem Allerheiligsten grinsen. Ich denke dabei nicht etwa an Madonnen der Renaissance, von denen Dr. Linus Birchler meint: „Diese müden, dekadenten Florentiner Damen zur Himmelskönigin umfrisiert, wären nicht nur den Kirchenvätern, sondern auch einem Giotto als Blasphemie erschienen;“ ich denke in diesem Zusammenhange bloss an Heiligenbilder der Epigonen von Epigonen der Renaissancemeister und denke . . . an viel anderes dazu.

Schund!

Dass der Schund so massenhaft fabriziert und verkauft werden kann, ist weit weniger auf das Schuldkonto der Händler zu verbuchen als auf jenes der urteilslosen Käufer, auf das Konto von Leuten, die acht und reichlich mehr Jahre unsere Schulen genossen haben. „Wir müssten verhungern, wenn wir nur das Schöne führen wollten! Die Leute wollen den Schund, und sie laufen von Laden zu Laden, bis sie ihn finden!“ Wie oft schon haben wir im Gespräch mit Geschäftsleuten diese betrübliche Rechtfertigung vernommen.

Und wenn mir ein Kunstgewerbler erzählt, wie er sich einmal den Fastnachtsscherz erlaubte, für ein paar Tage qualifizierten Schund in seine Schaufenster auszustellen und wie noch nie so viele Leute ins Geschäft gekommen seien wie dazumal, um sich nach den Preisen der „schönen Sachen“ in den Auslagen zu erkundigen, dann wird uns zu allem andern auch bewusst, dass nicht etwa nur der billige Preis zum Kauf von unschöner Ware verlockt. Jeder mann weiss, dass das nie billig sein kann, was ein Kunstgewerbler ausstellt; denn gut handwerklich geschaffene Dinge kosten viel Geld. Nein, es ist das Anziehende an sich, das allem Kitsch eigen ist und was die Kauflust weckt;

es ist die negative Kraft alles Kitsches, vom entwaffnenden Flitterkram, der auf primitivste Einfalt reflektiert bis zu den raffinierten Gaukeleien, die das Herz der „Besseren“ erwärmen.

Ja, Kitsch, jenes sich überall aufdrängende Geschmäuse, das sich den Leuten dirnenhaft nett an den Hals wirft, das die Rührseligkeit streichelt und zur Grosstuerie mit falschem Schein verführt. Der Kitsch, von dem Reimann schreibt, er sei „eine Schweinerei; denn ehe die Leistung vollbracht wurde, war die Gesinnung da, und diese war niedrig, klein und kitschig“. Der Kitsch, der nach Linde „charakterlos ist und zu Charakterlosigkeit führt. —

Und „Die seelische Quelle, die die Freude am Kitsch speist, ist der Hang zu geniesserischer Erfüllung billiger Wunschträume . . . Darum hat der Kitsch eine innere Nähe mit Schmutz und Schund“ (Lützeler).

Die Schule hat Schmutz und Schund zu bekämpfen, wie und wo und wann sie sich nur immer zeigen. Sie hat aber auch Anwalt des Schönen zu sein; denn es gibt keine Bekämpfung des Schundes ohne das Offenbarmachen und Vertreten des Schönen.

Beides setzt ein richtiges Werturteil voraus, die Fähigkeit, das wahrhaft Schöne vor dem wirklich Unschönen unterscheiden zu können, eine Fähigkeit, die dem heutigen Menschen erst wieder beigebracht werden muss. In der Erziehung dazu leistet der Kitsch selbst beste Dienste. Er ist das Handgreiflichste, Augenfälligste, Sprechendste und . . . Täuschendste des Unschönen. Er ist aber auch das Unschöne, das sich ohne alle Gefahr und ohne Schwierigkeiten kostenlos und in reichster Auswahl für die Schule beschaffen lässt. Und endlich ist es wieder der Kitsch, wozu das zum Vergleich erforderliche, gleichartige Gute ohne allzu grosse Mühe aufgetrieben werden kann.

Der Vergleich aber ist die einzige Möglichkeit, erlebnismässig an das Schöne und Unschöne heranzukommen. Wird er wohlge wählt durchgeführt und in fortlaufend veränderter Form wiederholt, dann öffnet er die Augen

zum Sehen, vertieft das Sehen zum seelischen Erleben, und aus diesem Erleben wächst langsam jene Sensibilität der Gesinnung, die die positive Kraft des Schönen und die negative des Unschönen empfindet und unterscheidet, die Gesinnung, die sich vom wahrhaft Schönen angezogen und gefesselt fühlt, selbst da, wo dieses nicht einmal ganz erfasst wird, die Gesinnung, die vom Unschönen hingegen abgestossen wird, selbst wenn X und Y es in höchsten Tönen besingen.

Das letzte Ziel der Erziehung zum Schönen ist also Gesinnungsbildung. Das blossse Wissen um das Schöne, das nur Darüber-reden-können ist Tanz um das eigene Nichts.

Diese Zielsetzung bedeutet, dass die Erziehung zum Schönen sich nicht auf ein Fach beschränken darf, sondern den ganzen Schulbetrieb zu umfassen hat, das will sagen, dass sie alles in sich schliesst vom Bild an der Wand bis zur letzten Ziffer im Rechnungsheft, vom Benehmen des Schülers bis zur Haltung des Lehrers.

Die Selbstverständlichkeit dieser Forderung könnte dazu angetan sein, alles beim alten zu belassen; denn in welcher Schule würde eigentlich nicht ständig und in jedem Fach irgendwie zum Guten und Schönen erzogen!

Gewiss, wer hätte ein Recht, daran zu zweifeln. Aber täuschen wir uns nicht. Widmen wir der Erziehung zum Schönen, diesem eminent wichtigen Zweig der Bildung des Menschen, nicht eine ganz bestimmte Zeit, so wird die Schule damit so weit kommen wie einst mit der vielgepriesenen und alles umfassenden Gelegenheitsgrammatik, mit der man glaubte im Interesse eines lustbetonten Schulbetriebes die systematische Sprachlehre überflüssig machen zu können. Die Folge davon war, dass überhaupt keine Grammatik mehr erteilt wurde, und daraus resultierte die Unmöglichkeit eines soliden Sprachaufbaues und einer fruchtbaren Sprachkultur.

Aber, woher die Zeit?

Opfern wir der Erziehung zum Schönen wöchentlich ein halbes Stündchen jener Zeit, die für den Zeichnungsunterricht bestimmt ist. Das Schulzeichnen kann doch auch nur den einen Sinn haben, die Schüler zum richtigen Sehen, zum Vergleichen und letzten Endes zum Erfassen des Schönen zu erziehen. Es ist also eigentlich bloss Mittel zum Zweck.

Wir sollten es uns immer und immer wieder sagen: Das Schulzeichnen ist nicht Kunstbetätigung; denn Kunst kennt keinen Klassenbetrieb. Und das Schulzeichnen ist auch nicht dazu da, künstlerische Begabungen zu wecken und verborgene Talente ans Tageslicht zu fördern. Wer von Natur aus Künstler ist, braucht weder den Schulwecker noch ihr Förderwerk; er ringt sich von selber durch — wenn es sein muss, aller Schule zum Trotz. Nicht darum waren viele Künstler einst so schlechte Schüler, weil der Zeichnungs- oder ein anderer Unterricht sie nicht befriedigte, sondern weil sie ihrer Veranlagung gemäss die Schule überhaupt nicht ertrugen. Was in Sachen Kunst von der Schule künstlich gezüchtet wird, führt, wenn's gut geht, zu spielerischem Dilettantismus, in bösen Fällen aber zu einem Wahn, der später seine Opfer schicksalshaft belastet. Also weihen wir fröhlich einen Teil der Zeichnungsstunden der Erziehung zum Schönen; wir benachteiligen damit die Schüler nicht.

Und haben wir die Zeit, so werden wir auch die Methode finden. Ich kenne einen Lehrer, der folgenden Weg einschlägt: Ein Winkel seiner Schulstube ist mit Tischchen, Sitztruhe, Wanduhr und guten Bildern ausgestattet.

Eine Schülerin — oder auch ein Schüler — gestaltet sich da ihr Stübchen, worin sie zwei Wochen lang wohnen und arbeiten darf. Die vorgeschriebenen Ausstattungsgegenstände: ein Tischtuch, eine Blumenvase mit Strauss, eine Früchteschale mit Inhalt und ein Schreibzeug, wie auch weitere „schöne Dinge“ und Bilder nach Belieben, werden von der Schülerin selber gebracht.

In der ersten Woche macht sich die Bewohnerin des Stübchens einen Spass daraus, ihr

kleines Heim mit Hausgreueln aller Art zu versehen, mit unschönen Dingen, wie man sie landauf und landab in Menge findet, während sie in der zweiten Woche versucht, den kleinen Raum nur mit schönen Gegenständen auszustatten. Jede Woche einmal vereinigt sich die Klasse im heimeligen Winkel, um seine Ausstattung auf ihre Schönheit zu prüfen. Dabei bietet sich eine einzigartige Gelegenheit, die jungen Leute zur Vorsicht im Urteil, zum Masshalten in der Kritik, zur Rücksichtnahme in der Ablehnung und vor allem zur Pflicht, in jedem Falle die Pietät hochzuhalten, zu erziehen; denn „das Höchste ist die Liebe“. Nie darf vergessen werden, dass das ärgste Hausgreuel seine Weihe hat, sobald er das Andenken von einer lieben Mutter, von einer verstorbenen Schwester ist.

Wegleitend für die Beurteilung der einzelnen Gegenstände wie der Gesamteinrichtung sind die vier Fundamentalforderungen, die an alles Schöne gestellt werden dürfen: die Forderung der Zweckmässigkeit, der Einfachheit, der Wahrheit und der Harmonie. Die Allgemeingültigkeit dieser Forderungen kann hier nur andeutungsweise dargetan werden:

Ein Tintengeschirr, das man nicht mit Tinte versehen darf, weil sie sich beim leichtesten Stoss auf das Tischtuch ergiessen würde, ist mangels Zweckmässigkeit so schön wie ein Mensch, der zu gar nichts Rechtem zu gebrauchen ist.

Die Blumenvase in einer Zusammenwurstelei mit der plastischen Darstellung des Trompeters von Säckingen oder des Wilhelm Tell kann ebenso wenig schön sein wie ein Schreibheft mit einem Tintenklecks oder Fettfleck, denn Figuren, Kleckse und Flecken sind in diesen Fällen überflüssig und verstossen folglich gegen die Einfachheit. Ja, derlei Verstösse verderben und entwerten selbst ganz köstliche Dinge; so wird beispielsweise die feinste Konfitüre zu Schmutz, sobald sie sich überflüssigerweise auf der Schürze eines Mädchens oder im Gesicht eines Buben zeigt.

Eine silberne Früchteschale aus Eisen- oder Messingblech ist verlogen, weil sie etwas vorfäuscht, was sie nicht ist, verlogen wie ein Junge, der mit einer Zigarette aus gestohlenem Geld tut, als ob er ein Herr wäre.

Urchige Bauertöpferei ist schön und feines Porzellan ist auch schön. Nebeneinandergestellt tut aber eines dem andern weh, weil beide so wenig zusammen harmonieren wie rohe Kartoffeln und eine goldene Schale, ein Mahagonibüffet und eine Bauernstube, ein rohes Wort und ein sauberes Mädchen.

Es sind dies nur einige Beispiele, in surrealistisch anmutender Willkürlichkeit zusammengestellt. Die bunte Folge der Gegenstände mannigfachster und absonderlichster Art, die von Knaben und Mädchen in die Schule gebracht werden, lassen die Reihe nicht nur bis ins Endlose erweitern, sondern sie ermöglichen zudem, die Kitschkasten in der Schulstube mit Hausgreueln zu füllen. Damit wird in wenigen Jahren eine bleibende Ausstellung geschaffen, die ihrem Umfange nach den berühmten Schandpfahl an der „Landi“ in Schatten stellt.

Es darf wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden, dass niemand auf den Gedanken kommt, die geübte Handhabung der vier Maßstäbe — Zweckmässigkeit, Einfachheit, Wahrheit und Harmonie — befähige zur Beurteilung der Dinge nach der Seite der nuancierten Schönheitsgrade. Dazu braucht es schon etwas mehr. Was wir erreichen wollen und erreichen können, das ist bloss die Urteilsfähigkeit, die von Fehlgriffen im Entscheid zwischen schön und unschön zu bewahren vermag, und das ist heutzutage schon sehr viel.

Auch hinsichtlich des Uebergreifens der Erziehung zum Schönen in die andern Fächer muss ich mich auf kurze Hinweise beschränken.

Die Schrift wird nicht schön genannt werden können, wenn sie nicht lesbar — also nicht zweckmässig —, voll überflüssiger Schnörkel, Flicker und Durchstreichungen — also nicht einfach —, in gesuchten, fremden Formen — also nicht wahr —, und hinsichtlich

ihrer ganzen Haltung gar nicht einem disziplinierten Schüler entsprechend — also harmonisch — ist. — Wie überzeugend wird da der Hinweis auf die Möglichkeit der Charakterbeurteilung eines Menschen nach seiner Schrift.

Oder denken wir an den Aufsatz, der das gegebene Thema kaum berührt, der voll von komplizierten, verschrobenen und gewundenen Sätzen ist und jeder Ordnung entbehrt, der Gedanken und Wendungen von Vater und Mutter als eigene bringt, der altklug oder kindisch ist. Kann der wohl schön sein?

Das ist die Methode eines Lehrers. Ist sie auch für andere gut? Vielleicht in ähnlicher Weise, vielleicht überhaupt nicht. Ein für alle geeignetes Einheitsrezept, das bloss gewissenhaft anzuwenden ist, um sicher zum Erfolg zu führen, gibt es nicht. Gottlob! Man verlange nicht von allen Vögeln das gleiche Singen! Das Lehren ist und bleibt die allerpersönlichste Angelegenheit, wenn es wahrhaft klingen und Echo wecken soll.

Und nun der Lehrer.

Es sagte mir einmal ein Freund von einem Arzte, dass dieser auf ein ungemein gründliches Studium zurückschauen könne, dass er auch ein aussergewöhnlich gewissenhafter Mann sei, und doch möchte er sich ihm in einer schweren Sache nicht anvertrauen; denn es fehle ihm die Intuition. Intuitiv sollte vor allem auch der Lehrer oft arbeiten können; denn der Verstand allein tut's nicht; er ist zu hart. Und das Gemüt allein tut's auch nicht; es ist zu weich. Zudem kommt das verstandesmässige Handeln in sehr vielen Fällen zu spät und das rein gemütsbewegte ... fast immer zu früh.

Mit blossem Verstand oder Gemüt wird man auch nicht in das Schöne einzudringen vermögen. Der Verstand entdeckt mit Maßstab und Zirkel mathematische Gesetzmässigkeiten. Er weiss von Vertikalen, Horizontalen und Diagonalen, von Konstruktion der Komposition, von Farbenskalen und andern optischen Belangen zu reden; er trifft damit sicher die Schale des Schönen, erstickt aber den Kern, das Seelische.

— Gewiss, die Kunstwissenschaft hat sich mit alledem zu befassen, zum Erleben des Schönen — und um das allein geht es uns — führt es aber nicht. Das Gemüt aber lenkt zum Kitsch, weil es das Schöne im Weichen, Sentimentalen sucht, im Geschichtlein, das das Herzchen bewegt und die perlenden Tränen jenes Mitleides oder jenes Mitfreuens tröpfeln lässt, das keinen tieferen Tiefen entspringt als irgend einer Charakterschwäche.

Nein, was mir zum Vordringen nach dem Schönen einzig unerlässlich erscheint, das ist das innige Verlangen nach eigenem Erleben des wahrhaft Schönen, eine rechtzeitige Führung, die auf das Wesentliche zielt und dann die vorurteilsfreie, von sich selbst befreite, kindliche Hingabe. Es braucht Ehrfurcht vor dem Geheimnis, das allem wahrhaft Schönen und Grossen innewohnt. Es braucht Erziehung seiner selbst zum Schönen.

Gibt es Lehrer, die diese Voraussetzungen besitzen?

Wer beim Schauen des Schönen nicht selber Glück empfindet und angesichts des Unschönen, wann und wo und wie es sich nur zeigen mag, nicht ein inneres Unbehagen verspürt, der stehe weder mit Schuhen noch barfuss auf den Boden, der da heiliges Land ist. Wem aber das Schöne in der Natur das Herz zu bewegen vermag, wer warm wird im Anblick eines wirklich schönen Handwerkstückes, wen grosse Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik oder Poesie über die eigene menschliche Schwere zu erheben vermögen, der ist berufen, zum Schönen zu erziehen. Ja, er hat die heilige Pflicht, die höheren Welten, die ihn beglücken, auch seinen Schülern zu öffnen, dass sie sich mit Sinn und Herz darin ergehen und Gottes Nähe fühlen.

Und sie werden ihm danken, die Schüler und ihre Eltern, und das nicht nur heute und morgen, sondern Zeit ihres Lebens. Ob ich dies beweisen könnte?

Paul Pfiffner.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Schönheit und Echtheit

Aesthetik, die Pflege des Schönen, ist Kultur des Geistes und Kultur des Herzens zugleich. Es liegen in ihr geistige Werte, die für den Jugendlichen besonders wertvoll sind; denn sie veredelt den Menschen und bereichert sein Seelenleben. Das Bedürfnis nach Schönheit ist dem Menschen angeboren. Der ästhetische Sinn jedoch ist Gabe, Talent. Nicht jedermann besitzt ihn. Bis zu einer gewissen Stufe aber kann er anerzogen und entwickelt werden. Es ist Aufgabe der Schule, diese Anlage zu wecken und zu fördern. Es gibt Fächer, die besonders gut dieser Aufgabe dienen können, so Deutsch, Zeichnen, Kunstgeschichte, Handarbeit.

Ist nicht gerade die Frau dazu berufen, Trägerin und Vermittlerin dieser Kulturaufgabe zu sein, den Sinn für das Schöne und die Freude am Schönen in den Alltag hineinzutragen? Dar-

um möchten meine Ausführungen einige Hinweise geben, wie im heutigen Handarbeitsunterricht diese ästhetische Erziehung angestrebt werden kann. Unsere methodische Aufgabe ist die freie Gestaltung eines Gegenstandes. Diese geht aus von der schöpferischen Tätigkeit der Schülerin, wobei ihrer Phantasie voller Spielraum gelassen wird. Wir erstreben dabei die Entwicklung ihres Formgefühls, ihres Farbensinnes und wecken in ihr das Verständnis für das Material. Durch vorausgegangene Besprechung der Rohmaterialien und ihrer Verarbeitung zu fertigen Textilien kommt die Schülerin in eine nähere Beziehung zu den Geweben, lernt ihre Eigenart kennen und sie dementsprechend behandeln. Aus dieser Erkenntnis heraus entwickelt sich die Formgebung und die weitere Gestaltung. Zarte, duftige Gewebe erfordern eine an-